Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 6 (1950)
Heft: 10

Artikel: Über den Hexameter in der deutschen Sprache
Autor: Schmid, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420185

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1950 6. Jahrg. Nr. 10

34. Jahrgang der „Mitteilungen"

Über den Hexameter in der deutschen Sprache

Ischt no gär nöd so lang, so lesi imene Heftli, Perner reded so g'lehrt; fascht chönnt mer meine, sie wäred Grieche allmetenand ond hexamered wie ame Schnüerli, daß der Dichter Homer gad nüdig wör, wenn er no lebti. Jo sie pentamered öppedie au, ond gär nöd so öbel. (Distiche seit mene denn, dene zemeglismete Spröche.) Aber was säged er au! Es sind nöd Perner älei no, wo's äso chönd, au Zörcher ond Pasler ond erscht no Zanggaller, ali dörs Band i de Schwiz, ond öberem Rhi sogar t'Schwobe. 's heißt, Alemanne seied mer drom. En g'lehrte Professer z'Karlsrueh one, de Hebel, het lang scho derigs lo trogge. — Wemmer si d'Müeh wött ne, i dene Ziletten obe jedesmol schöö sechs Füeß ganz ordli z'zele ond z'schribe, jedesmol sechs, kein meh, kein weniger innere Reihe, gäb's gad au dere Vers; probiers no, wersch mers denn glaube.

Aus obenstehenden Versen wird man ersehen, daß das von Hans Zulliger im Novemberheft 1949 festgestellte Vorkommen altgriechischer Versformen in der Umgangssprache nicht nur für das Berndeutsch zutrifft, sondern für die alemannischen Mundarten überhaupt gilt. Schon vor Jahrzehnten habe ich festgestellt, daß die ungezwungensten deutschen Hexameter sich bei Hebel finden lassen, so z. B. in den Gedichten „Der Karfunkel", „Das Habermus". Die Sache kommt nicht etwa daher, daß unserm Hebel als Lehrer der alten Sprachen die alten Versformen am stärksten „in Fleisch und Blut übergegangen" wären — das nämliche müßte ja z. B. für J. H. Voß noch in erhöhtem Maße gelten —,

sondern sie ist darin begründet, daß das sprachliche Gewand des Hexameters sich noch leichter unsern Mundarten anpaßt als dem Schriftdeutschen.

Um dies zu zeigen, hätte ich ebensogut mit Distichen aufwarten können wie etwa den zwei folgenden, wovon das eine von der Kindererziehung handelt, das andere sich auf dem Gebiet unseres Nationalspiels, des Kreuzjasses, bewegt:

1. „Folg mer ond bis jetzt still ond hör mer uf mit dim Müede!
   Pörschli, was hani gseit? Wart, am End gets no Tätsch!"
2. „Aber wie chaascht jetz du i dim Alter au no so tomm si!
   Daas ischt scho no de Gipf: stechscht mettem Puur mer no 's Nell!"

*

Goethe stellt seiner Gedichtreihe „Antiker Form sich nähernd" die Frage voran:

„Stehn uns diese weiten Falten
Zu Gesichte, wie den Alten?"

Die Sache ist wohl kaum mit Sicherheit zu beantworten. Wir wissen nicht, ob jene Versformen bei den Griechen wirklich volkstümlich gewesen oder ob sie nur von den Gebildeten ausgekostet worden seien. Auf jeden Fall konnte damals und noch lange nachher, bis zur Erfindung des Buchdrucks, von einem volkstümlichen Lesestoff nicht die Rede sein.

Ich habe vor nicht langer Zeit gelesen, ein durch seine Tonkunst bekannter deutscher Dichter — dessen Name mir leider entfallen ist — habe den Hexameter grundsätzlich nie gebraucht. Das wäre wohl zu begreifen. Sonderbar aber ist seine Begründung: der Hexameter sei zu leicht, d. h. es brauche dabei zu wenig Geschicklichkeit. — Es ist ja wirklich gar nicht schwer, hie und da einen einzelnen metrisch guten Hexameter zu schreiben. Die Schwierigkeit stellt sich erst ein beim fortlaufenden Gebrauch zu einer größern Dichtung. Es ist mir keine einzige solche bekannt, die hier durchweg alle Fährlichkeiten überwindet. Eine besonders heikle Stelle ist der Anfang des Verses. Jeder richtige Hexameter beginnt mit einer betonten Silbe. Das ist ein arges Häklein. Unsere deutschen Sätze fangen meistens mit einer unbetonten Silbe an:

„Auf einem stillen Seitenplätzchen . . ."
„Er hinterließ seiner Witwe . . ."
„Besagte Kinder aber zeigten . . ."

Schon der zehnte Vers in der „Luise" von J. H. Voß, also des deutschen Dichters, der von allen die größte Zahl von Hexametern geschrieben hat, beginnt so:

„Mit lehrreichem Gespräch"

Die natürliche Betonung wäre ⏑ – – ⏑ ⏑ –. Man muß aber betonen – ⏑ – ⏑ ⏑ –, wenn ein Hexameter draus werden soll. Die Idylle „Der alte Baum" von J. M. Usteri beginnt:

„In dem heimlichen Stübchen . . .";

ja in Schillers Distichon

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab"

zeigen gleich beide Verse den Mangel, daß sie mit einer unbetonten Silbe beginnen. In allen größern Hexameterdichtungen, auch in solchen der größten Meister, stößt man jeden Augenblick auf derartige Stellen, nicht nur am Anfang des Verses, sondern auch im Innern: man muß in etwas unnatürlicher Weise betonen, um der Forderung des Versschemas, – ⏑ ⏑/– ⏑ ⏑/– ⏑ ⏑/– ⏑ ⏑/– ⏑ ⏑/– ⏑ (wobei die ersten vier Füße auch – ⏑ lauten können), zu genügen; das ermüdet auf die Dauer.

Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, eine zu große Einförmigkeit zu vermeiden. Es ist darauf zu sehen, daß die Verteilung der zweisilbigen – ⏑ und der dreisilbigen Versfüße – ⏑ ⏑ wechsle, daß die Hauptakzente und die melodischen Höhepunkte richtig abgemessen werden und daß die Einschnitte nicht immer auf die nämliche Stelle fallen. Endlich ist noch darauf zu achten, daß nicht allzu regelmäßig ein Vers mit einer Satzeinheit zusammenfalle. Aus alledem ist zu ersehen, daß eine größere Hexameterdichtung ganz bedeutende Schwierigkeiten mit sich bringt, so starke, daß kein einziger Dichter darüber hinweggekommen ist.

Klopstock hat mit seinem „Messias" dem Hexameter in der deutschen Sprache den Weg gebahnt, so daß Voß es wagen konnte, den Homer, den Vergil und den Ovid in der Original-Versform zu übertragen. Die damit erlangte Übung hat ihn dann auch ermuntert, eigene Dichtungen in Hexametern zu schaffen, und zwar nicht etwa Heldengesänge, sondern breitspurig-gemütliche Darstellungen aus dem einfachen bürgerlichen Leben. Unter diesen Idyllen finden sich auch einige in Plattdeutsch. Die bekannteste schriftdeutsche ist der „Siebzigste Geburts-

tag". Ja der sprachgewandte Mann schrieb sogar eine Art bürgerlich-idyllisches Epos „Luise". Dieses Werk machte nicht geringes Aufsehen, gewann auch den Beifall Goethes und regte den großen Dichter an zu „Hermann und Dorothea". Nun war der Damm gebrochen: Es ergoß sich eine wahre Flut von Hexameter-, zum Teil auch Distichondichtungen über das Land. Es entstand eine eigentliche Hexametermode. Wie es bei solchen Modeströmungen geht, trat schließlich, vor allem wegen der vielen schwachen Leistungen ziemlich gleichförmiger Art, eine Übersättigung ein. Dies hatte zur Folge, daß auch etwas verspätet erscheinende bessere Werke dieser Art — z. B. von Mörike — nicht mehr recht zur Geltung kamen, etwas veraltet wirkten. Es war dann wie eine Erlösung, als gerade Mörike in seinem „Alten Turmhahn" einmal einen andern Idyllenton anschlug.

Zu den Spätlingen der Hexameterdichtung gehört auch Fr. Hebbels „Mutter und Kind". Trotz dem sehr schönen Gedankengehalt und seiner guten dichterischen Gestaltung ist das Werk nicht recht durchgedrungen. Freilich sind viele einzelne Verse darin metrisch mangelhaft; aber auch wenn alle gut wären, so würde das die Sache nicht retten: die Zeit dieser Dichtungsweise war schon damals vorbei, und heute bekommt das bedeutendste Werk dieser Art, „Hermann und Dorothea", die Abneigung bereits zu spüren.

*

Die berühmtesten und ältesten Hexameterdichtungen, von Homer und von Vergil, sind Heldengesänge, und wirklich eignet sich das Versmaß sehr gut für solche Stoffe, auch in der deutschen Sprache; man denke etwa an Verse wie:

„Ihm antwortete drauf der helmumflatterte Hektor." (Il. XXII 232)
„Finster schaut' und begann der mutige Renner Achilleus." (Il. XXII 260)
„Eos im Safrangewande vom Strom Okeanos hub sich." (Il. XIX 1)
„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt." (Il. VI 448).

Der deutsche Hexameter weiß aber auch einfache Geschehnisse mit einem poetischen Reiz zu umgeben. Sind sie nicht schön, die Verse am Schluß des dritten Gesangs der Odyssee in der zweiten Fassung der Übersetzung von Voß:

„Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg,
Rüsteten beid' ihr Gespann und betraten den prächtigen Wagen,

Lenkten darauf aus dem Tor und der dumpfumtönenden Halle.
Treibend schwang er die Geißel, und rasch hin flogen die Rosse."

Ja der Hexameter ist fähig, auch das Zarteste, Lieblichste zum Ausdruck zu bringen, wie dies der rührende Abschied Hektors von Andromache zeigt (Il. VI 391—496). Die Stelle ist zu lang, als daß ich sie hier wiedergeben könnte; ich möchte aber jeden Leser bitten, sie selber nachzuschlagen.

Wenn der Hexameter nicht eigentlich volkstümlich geworden ist, so liegt es nicht daran, daß die deutsche Sprache zu wenig biegsam und formbar wäre, um ihn richtig zu bilden. Im Gegenteil ist sie gerade wegen ihrer Fähigkeit zu bewundern, in dieser alten Versform ebensowohl das Alltäglichste als das Zarteste und Pathetisch-Schwungvollste auszudrücken. Man denke an die Stufenleiter von den prosaischen Zeilen am Anfang dieses Aufsatzes bis zum ersten Vers der Messiade:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung."

Die Hauptursache liegt darin, daß nun einmal, im Gegensatz zu Klopstock, das deutsche Volk den Endreim als besonders wichtiges Kennzeichen des Verses empfindet. Dann rächt sich auch der bei manchen Dichtern bestehende Mangel an Sorgfalt beim Bau der Hexameter: Der Dichter hat den Versrhythmus im Kopf und paßt im Gedanken die Betonung der Worte diesem Schema an. Er glaubt nun, einen metrisch guten Vers geschrieben zu haben. Für den Leser stellt sich die Sache aber ganz anders. Er liest für sich die Worte zunächst in der natürlichen Betonung, muß sich dann aber alle Augenblicke umstellen und sieht sich vor die mühsame Aufgabe gestellt, versmäßig zu lesen. Es wäre Sache des metrisch feinfühlenden Dichters, ihn durch wirklich genau abgewogenen Versbau dieser Anstrengung zu entheben.

Endlich ist noch folgendes zu bemerken: Der Hexameter ist seiner Natur nach besonders für etwas größere, breit-epische Gedichte geeignet. Nun besteht aber seit langem nicht nur beim einfachen Volke, sondern auch unter den sprachlich Gebildeten durchaus eine Abneigung gegen das Lesen von großen Versdichtungen. Alte Epen, wie z. B. das Nibelungenlied, sind auch nach ihrer Wiedererweckung nur von wenigen wirklich vollständig gelesen worden, und auch kein einziges allgemein deutsches oder auch schweizerisches Epos ist durchgedrungen. Wer liest

z. B. heute den „Divico" von Jos. Anton Henne, den „Ulrich Zwingli" von A. E. Fröhlich, „Die Enkel Winkelrieds" von Salomon Tobler oder auch nur die größern schweizergeschichtlichen Gedichte von K. G. J. Sailer, J. J. Reithard, Rob. Weber, A. L. Follen, H. Cramer, Jakob Kübler? Keines dieser Werke braucht den Hexameter; so kann man also durchaus nicht das Versmaß für diese Zurücksetzung verantwortlich machen. Freilich, mit dem Hexameter wären sie noch weniger zu retten gewesen*.

Allgemein: Wenn sich altgriechische Versmaße auch ganz wohl einzeln in unsere deutsche Sprache einkleiden lassen, so können fortlaufende Gedichte darin doch nie ganz volkstümlich werden. Aug. Schmid.

Daß sich neben dem Berndeutschen auch andere alemannische Mundarten für den Hexameter und auch für den mit ihm zum Distichon vereinigten Pentameter eignen, dafür hat uns eine Zürcherin Beispiele geliefert:

Im Laden: „Läckerli hettid Sie gern und villicht grad au es Pack Tirggel?" — „Aber natürli, prezis, nu na die hämer gfehlt."

Unter Schwestern: „Schüüli ha-n-i mi gfreut geschter z'abig!" — „So, so, jä [warum dänn?" —
„'s Rägeli heb sich verlobt! 's Hochsig seig scho im April!"

Es stürmt: „Los au, wie's chuuted und stürmt, wie d'Feischter tüend rüttle und [scheßle;
Heiri, gang, hänk mer si ii, wil suscht am Änd eis verheit!"

Winterabend: „Chumm, jetz wämmer doch hei; es dunkt mi, es fangi a schneie."
— „Nei, das cha doch nüd sy; 's wär doch suscht gar nüd so chalt."

Der Sprößling: „Zeuslet hät er, de Bueb, du muescht jetz halt gwüß mit em [rede."
— „Scho wider? Jetz isch es gnueg. Bring en nu weidli zu mir!"

Die Mutter zum Kindlein: „Lueg au mis Bäbeli a, wie's de Muesueli** wider [verträlet.
Mei, du tuusigi Chrott, d'Fitze sött me der gäh!"

In der Schule: „Chinde, jetz müend er i rode, suscht lüütet bald wider d'Glogge."
— „Fröilein, die Sätz han-i gmacht, dörf i grad wider hei?"

Auf der Straße: „Nei, was häscht du für en Huet! Das Gfätterlizüg isch schint's [Mode?"
— „Gäll, fascht zum Geuße gseht's uus; aber was wottsch? — vo Paris!"

* Scheffels 1854 erschienener „Trompeter von Säckingen" hat selber noch zahlreiche Auflagen erlebt und viele Nachfolger gefunden; die größten neuern Versdichtungen, Spittelers „Olympischer Frühling" und „Prometheus der Dulder", werden sich kaum zur Volkstümlichkeit durchsetzen, aber nicht nur des Verses wegen. St.

** Muesueli: der Geiferlatz.

Die Mutter zum Kind: 's Büeze macht der na Müeh, gäll, 's dunkt di, du möch-
Nu, so nimm d'Lismete det, 's Zäinli staht grad näbet dir." [tischt gern ruebe;
B. Elisabeth Binder

Aus der „Schweizer Illustrierten" führt jemand den Sechsfüßler an:

„Säg, bisch du würkli verliebt i dä Laschtwageschofför?" — „Chasch tänke!"

Tadellose Hexameter in ganz volkstümlichem Stil finden sich auch zahlreich in Martin Usteris Mundartidyllen, z. B. im „Vikari". Der Frau Pfarrer wird auf den nächsten Tag Besuch angesagt, und sie klagt der Köchin, die findet, das habe noch Zeit:

„Was Zyt? Mer müend grad a d'Arbet,
Choche, süüden und brate!" — „Und was, Frau Pfarrerin?" — „Ebe!
Ebe was? — ich gschlagni Frau! Keis Chräbsli! Keis Fischli!
's Entli händ mer hüt g'esse — und euseri Tüübli der Marder;
d'Hüener leged jetz nüd — de Karfiol isch nüd grate!
D'Höckerli sind verby, und d'Böhnli sind no wie Nadle!
O, ich gschlagni Frau!" — „Ä bitti! das wird si wol mache."

*

Wir kehren zum Ausgangspunkt zurück: zu Zulligers Erwähnung von Albert Meyers berndeutscher Homerübersetzung. Meyer selbst, Lehrer in Buttenried (Amt Laupen), erzählt im „Schweizerischen Gutenbergmuseum" (1942, Nr. 2), wie er dazugekommen sei: wie er als Zwölfjähriger mit den trojanischen Sagen bekannt geworden, wie ihn dann Vossens Homerübersetzung begeistert habe, wie er ganze Abschnitte auswendig lernte, alle ihm zugänglichen Bücher über Homer las, die Vossische mit andern deutschen, aber auch anderssprachigen Übersetzungen verglich, Homerausgaben sammelte vom griechischen Urtext bis zu russischen und arabischen Übersetzungen, wie er Griechisch lernte und schließlich das Bedürfnis fühlte, seinen geliebten Homer in sein geliebtes Berndeutsch zu übertragen. Für den „Sprachspiegel" schreibt er uns:

„In der November-Nummer 1949 brachte der „Sprachspiegel" eine Einsendung von Hans Zulliger, in der ohne mein Dazutun auf meine berndeutsche Homerübersetzung bezug genommen wurde. Es freut mich, daß Hans Zulliger rund dreißig Jahre nach mir ebenfalls die Feststellung machen kann, daß der Berner sich vielfach unbewußterweise in Hexametern ausdrückt. Nie war ich im geringsten im Zweifel darüber, daß sich der Sechsfüßler dafür eigne, auch wenn es zünftige Wendrohrführer an der Sprachfeuerspritze lange Jahre nicht wahrhaben wollten.

Meine Beobachtungen auf Straße und Spielplatz, im Eisenbahnzug und in Gemeinde- wie Genossenschaftsversammlungen hatten es genügend erhärtet, daß der Hexameter für das Berndeutsche nichts Wesensfremdes ist, sondern ein Stück des lebendigen berndeutschen Ganzen.

Was mir in meiner berndeutschen Übersetzungsarbeit am meisten zu tun gab und für mich ein ernsthaftes Anliegen war, bestand darin, der sogenannten homerischen „Metapher" einen ebenbürtigen bildhaften berndeutschen Ausdruck gegenüberzustellen und auf dem Weg zur homerischen Seele den rechten Rank zu finden, dem Worte Homers den besten und passendsten „Träf" zu geben.

Eigentlich wollte ich mich in meiner Lebensaufgabe, Homers Werk berndeutsch zu kleiden, nicht mit zweitrangigen Fragen einlassen, bevor ich wenigstens die ganze Odyssee berndeutsch unter Dach gebracht hätte, ähnlich dem Bauer, der in der Hast der Erntearbeit einzig und allein darnach trachtet, seine Weizenfuder vor dem nahenden Wetter (für mich der Tod) heil einzubringen. Aber die Fragen an Hans Zulliger* machten nun doch eine Antwort meinerseits nötig, obschon sie mir im Grund der Seele zuwider ist, weil das Anliegen der Frager am Wesentlichen, was ‚Homer — bärndütsch' dem bernischen Volke bringen und bieten will, vorbeischielt und viel mehr Freude an einer Versfußturnerei verrät, als wünschenswert ist."

Was Meyer dem bernischen Volke mit seinem Homer bringen will, davon sendet er uns als Kostproben den Anfang des 5. und den 6. Gesang der Odyssee. Der Raum gestattet uns leider nicht, längere Stellen abzudrucken; doch vermitteln auch schon kürzere einigermaßen den Reiz.

Däwäg nuckt er dert y, der göttlech Dulder Odüsseus,
gäj überno vom Schlaf u der Müedi. Aber d'Athene
geit itz landy zum Stadtpiet vo de phaiakische Manne . . .
Däm sym (dem Alkin) Palascht itz nahet d'Göttin Athene, wärweiset,
wi si däm wärten Odüsseus zur Heifahrt chönnti verhälfe.
Geit druf stracks are prächtigusgstaffierete Stube
zue, wo d' Nausikaa schlaft, äm Chünig sys härzigi Meitschi.
d'Tochter isch's vom Alkin, a Wuchs de Götteren ähnlich . . .
Lybshalb glycht si (Athene) der Tochter vom meerfahrtgwaglete Dümas.

* nämlich: ob er Aussprüche in berndeutschen Hexametern wüßte und ob er A. M. zur Odyssee-Übersetzung angeregt habe.

Dere ganz ähnlech redt itz em Zeus sy scharfäugegi Tochter:
„Aber Meitschi, het ächt dy Mueter nid besser di gwanet?
Hootschig laascht du di schönschti Wösch desume la lige . . ."
Usgredt flüügt si dervo, am Zeus sy scharfäugegi Tochter,
grad zum höchen Olümp, zum ewige Hei vo de Götter.
Nie erhudlet ne Sturm und ekeinisch netzt ne der Räge,
deckt ne flockige Schnee. Bloß heiteri Bläui umgitt ne . . .

Zuerst befremdet es uns natürlich, die wir literarisches Berndeutsch nur aus der Welt Gotthelfs oder von Tavels kennen, im zeitlich und räumlich so fernen Griechenland sprechen zu hören; doch das ist Sache der Gewohnheit; sonst könnte man ja die schönen biblischen Geschichten auch nicht schweizerdeutsch erzählen. Und klingt es nicht reizend, wenn die phäakische Königstochter Nausikaa als „am Chünig sys härzigi Meitschi" vorgestellt wird und ihren Vater fragt: „Ätti! täätsch mer e Gfalle u ließisch e Wage la rüschte?" Wie schön muß es auf dem Olymp sein, den „nie ne Sturm erhudlet", „bloß heiteri Bläui umgitt". Zweifellos gelingt es dem Übersetzer, die alten Griechen seinen Bernern nahezubringen. Aber ohne sprachliche Gewaltsamkeiten geht es doch nicht ab, und es ist nicht jedermanns Sache, alle diese berndeutschen Neuschöpfungen zu kosten wie Zeus, „de Wulcheversammler", Poseidon, „der ertöibtlig Ärdeschüttler", der „leiderfahrnig Odüsseus", „der meerfahrtgwaglete Düimas", das Meer mit „de wättersturmguslete Wälle" und „de wällespielgwanete Vögel". Würde je ein Vreneli einem Fremden versprechen, ihm „'s Hus vo mym verständige Vatter z'zeige"? oder ihre Mägde anreden: „Dihr liebe wyßarmige Meitschi"? Das ist nur lautlich, nicht psychologisch berndeutsch. Solche schmückenden, nur schmückenden Beiwörter sind der echten Mundart fremd. Völlig unbehaglich wird einem, wenn Hermes „der Sieger übere riesigen Argos" genannt wird. Es ist ja schon merkwürdig, daß das Schweizerdeutsche, die Sprache der Sieger in so vielen Schlachten, eigentlich gar kein Wort hat für „Sieg". Von diesem Ausdruck sagt das Schweizerdeutsche Wörterbuch, er sei „nur schriftsprachliches Lehnwort, der eigentlichen Volkssprache fremd" — und so ist es noch heute. Gesprochen wurde es im Deutschen immer mit langem i; wie fremd es uns ist, sieht man schon daraus, daß man es gelegentlich mit ie sprechen hört, wie wenn es reimte auf „Chrieg". Ist Hermes nun der „Syger" (das mundartliche lange i wird gewöhnlich mit y wiedergegeben) oder der „Siäger"? Und wer nicht

weiß, daß Argos ein Riese war, weiß nicht, ob er „rysig" oder „riäsig" lesen soll.

Als Versuch ist diese Homerübersetzung ein verdienstliches und fesselndes Werk, das seine eigenen Reize hat; es überzeugt aber nicht von einem Bedürfnis nach mehr derartigen Versuchen. Das soll niemand abhalten, die diesen Winter bei Francke als Teil der „Odyssee — Bärndütsch" erscheinende „Fahrt i d's Phaiakeland" zu genießen. Hoffentlich aber erscheint auch Albert Meyers reizendes berndeutsches Idyll „Ds Martinisümmerli"; da spürt man, wie er sich frei bewegt, daß er in dieser Welt wirklich daheim ist.

Deutschwallis — heute

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir im Süden und im Westen an romanisches Sprachgebiet stoßen. Das Oberwallis ist Grenzland deutscher Sprache und Kultur, vielerlei freundnachbarlichen Einflüssen ausgesetzt, die auf das Sprachbild abfärben und fremdartige Töne hineintragen.

Da sind einmal die Italiener, welche scharenweise ins Wallis kamen, als durch den Simplon das große Loch gebohrt wurde. Besonders Naters war während des Tunnelbaus stark von Italienern besetzt; für sie wurde eine italienische Schule eröffnet, die heute noch besteht. Nach dem Durchstich wurden viele Italiener bei uns seßhaft. Sie betätigen sich als Bauleute, in Handel und Gewerbe. Ihr Einfluß auf unsere Schrift- und Umgangssprache blieb bescheiden; denn erfreulicherweise eigneten sie sich ziemlich rasch unsere Mundart an, so daß nur wenige italienische Ausdrücke in unsern Wortschatz eindrangen. So das „Gütti" (coltello), das die Buben in der Hosentasche tragen, die „Botscha" (boccia), womit sie im Frühjahr Marmel spielen, das „Tschau" (ciao), womit sie sich begrüßen, oder hie und da eines der bekannten südlichen Kraftwörter.

Unvergleichlich stärker ist die Einwirkung, welche von der französischen Schweiz ausgeht.

Da beherbergt Lausanne unsere Kreisdirektionen von Bahn und Post. An den Schaltern unserer Talgemeinden standen deshalb bis vor kurzem meist Beamte welscher Zunge. So gewöhnten sich unsere Ober-